

Die Freiheit des Nichts

Rolf Lange hat alles aufgegeben, um mit dem Motorrad die Welt zu erkunden – und ist glücklicher zurückgekehrt

Rolf Lange hat heute etwas Ungewöhnliches getan: Er ist mit der U-Bahn zum Frühstück in den Preysinggarten gefahren. Sein Motorrad hat der 38-Jährige stehen lassen. 17 Monate lang wäre das unvorstellbar gewesen. Auf seiner Reise um die Welt.

■ Als Sie im Juli 2014 aufbrachen, hatte Deutschland gerade die WM gewonnen. Es war Hochsommer. Nun sind Sie mitten in die Münchner Weihnachtszeit gepurzelt. Ist Ihnen die Stadt noch heimisch?

Absolut. Es war ein wunderschönes Heimkommen. Ich bin in München geboren, aufgewachsen, habe immer hier gelebt. Es ist immer noch mein München. Es hat sich überhaupt nicht verändert. Aber ich kann jetzt, nach so langer Abwesenheit die Heimat neu entdecken. München kommt mir sehr aufgeräumt, entspannt und ruhig vor. Seit ich wieder hier bin, habe ich mich noch über nichts aufregt.

■ Haben Sie das denn früher viel getan?

Wenn man lange an einem Ort ist, beginnen einen die Dinge zu nerven, die Montagsmorgen-Meetings, die Routine. Lange weg zu sein, sorgt dafür, dass man sein Zuhause schätzen lernt. Dabei ist mir bewusst geworden, dass ich nichts Materielles vermisst habe. Ich könnte mir vorstellen, weiter mit dem zu leben, was auf mein Motorrad passt. Gefehlt haben mir meine Familie, meine Freunde. Mit meinen Jungs zu Schafkopfen, ins Stadion zu gehen, neben meiner Freundin einzuschlafen. Oder das Essen in München, diese Geschmäcker, mit denen ich aufgewachsen bin.

■ Als Geschäftsführer einer Werbeagentur ging es Ihnen mit Mitte 30 richtig gut. Aber anstatt ein Haus zu bauen und eine Familie zu gründen, haben Sie Job und Wohnung gekündigt, Ihre Sachen verkauft, Sicherheiten über Bord geworfen. Wieso nur?

Stimmt. Ich hatte einen Superjob, ein tolles soziales Umfeld. Aber ich wollte einfach mehr sehen. Ich wollte in Situationen geraten, in denen man frei ist vom üblichen Rhythmus.

■ Ist das gelungen?

Ja, es gab mehrere Momente während meiner Reise, da hatte ich keinen einzigen Termin. Keine Einladung zu einer Hochzeit, kein Meeting, rein gar nichts. Ich hätte einfach bleiben können. Es hätte niemanden gestört. Für diese Form der Freiheit muss man eine Menge aufgeben. Doch das ist leichter, als es klingt. Das Schwierigste an der ganzen Reise war die Entscheidung, es zu tun. Aber das weiß ich erst, seit ich wieder hier bin.

■ Als Sie und Ihr Begleiter Jochen Dannemann damals losfuhren über Salz-



burg und Wien nach Budapest, Bukarest, Istanbul und raus aus Europa in den Iran, wussten Sie nicht, wann und ob Sie überhaupt wiederkehren?

Richtig. Es hätte passieren können, dass ich irgendwo hängenbleibe. Denn während der Planung war uns klar geworden, dass die beste Reise, die wir machen können, die ist, von der wir nicht wissen, wann sie endet. Um eben nicht irgendwann unterwegs mit den Gedanken schon wieder Zuhause zu sein und über den Alltag nachzudenken. Die einzige Beschränkung lag im Budget.

■ Danneman, mit dem Sie zweieinhalb Jahre lang die Weltumrundung geplant haben und gemeinsam gestartet sind, ist tatsächlich „irgendwo hängen geblieben“. Waren Sie enttäuscht, als er abbrach?

Überhaupt nicht. Sein Herz und Kopf waren einfach woanders. Bei dem Mädchen aus der Bar in Kuala Lumpur. Unter den Umständen hätte Weiterfahren für ihn keinen Sinn gemacht.

■ Bei aller Planung – manches lässt sich nicht voraussehen.

Und das war oft das Schönste. Wenn du nicht einmal Vorurteile von einem Land hast, kannst du ganz entspannt reinfahren und dich darauf einlassen. Usbekistan zum Beispiel. Von der Seidenstraße hatte ich gehört, von alter muslimischer Kultur, die Handelsreisende aufgenommen hatte. Und dann formt sich aus dem Nebel plötzlich etwas Konkretes. Samarkand, Buchara. Das sind jahrhundertalte Städte

mit uralten Moscheen, Universitäten, an denen der Islam intellektuell gewachsen ist. Heute steht das Land trotz der Armut ganz gut da. Es besitzt viel Erdgas. Die größte Herausforderung in Usbekistan war für uns, Benzin zu finden.

■ Hat ein Ort Sie ganz besonders beeindruckt?

Es war eher die Gesamtheit der Orte. Dass ich mir ein Bild von der Welt machen konnte. Die Länder haben sich wie Puzzleteile zu einem Ganzen zusammengefügt. Weniger Staatendenken und gleichzeitig das Bewusstsein, was wir hier in Deutschland haben, sind Dinge, die ich mir unbedingt im Alltag bewahren möchte.

■ Haben Sie auf Ihrer Reise einen Gegenentwurf zum Hamsterrad unseres westlichen Lebens gefunden?

In Kirgisistan zum Beispiel. Nach drei Tagen Fahren durch die Berge, fernab der Zivilisation, auf grobem Schotter, durch steile Serpentin, sind wir auf einem Plateau auf 3200 Metern Höhe auf die Jurten einiger Schafhirten gestoßen. Die Sonne ging unter, es fing an zu schneien. Noch bevor wir fragen konnten, ob wir unser Zelt neben einer der Jurten aufstellen durften, waren wir eingeladen, die Nacht in der 15 Quadratmeter großen Behausung zu verbringen. Wir sind zweimal an diesem Abend bekocht worden und haben uns dann neben die Familie auf Woldecken zum Schlafen gelegt. Es war mit das einfachste, was ich je gesehen habe. Kein fließend Wasser, kein Fernseher, kein

Internet. Die einzige Zeitung war zwei Wochen alt. Geheizt wird mit Jak-Milch. Getrunken wird fermentierte Jak-Milch. Die Gastfreundschaft der Kirgisen werden wir nie vergessen.

■ In Ihrem Blog *thisworldahead.com* schreiben Sie, die Reise habe Ihnen Ihre Vorurteile und Ängste vor dem Fremden genommen. Haben Sie sich in bestimmten Situationen für Ihre Vorurteile geschämt?

Am schlimmsten in Ruanda. Ich wusste nur: Das Land ist arm, das bevölkerungsreichste Afrikas, es wird viel Müll geben, viel Verkehr, schlimme Verhältnisse. Dazu der verheerende Genozid zwischen Hutu und Tutsi vor 21 Jahren, als eine Million Menschen mit Macheten abgeschlachtet wurden. Ein mulmiges Gefühl, in so ein gewalttätiges Land zu fahren. In Wirklichkeit ist Ruanda das sauberste Land Afrikas, wenn nicht der Welt. Plastiktüten sind verboten. Es hat sehr wenig Fläche, die Menschen schützen ihre Natur, leben nachhaltig, sie bauen die Infrastruktur aus, auch die digitale. Im Verkehr sind sie sehr diszipliniert und fair. Ruanda ist ein sehr entspanntes und freundliches Land. Noch sind die Wunden des Genozids nicht ganz verheilt. Aber die Menschen praktizieren eine sehr offene Aufarbeitung. Der Präsident versucht, das Rassendenken zu überwinden. Er sagt, wir sind keine Hutu oder Tutsi, wir sind Ruanda.

■ Wie unterscheidet sich der Rolf Lange, der im Preysinggarten frühstückt und sich gleich zum ersten

Rolf Lange in 3653 Metern Höhe auf dem Salar de Uyuni in Bolivien. Mit etwa 10 000 Quadratkilometern ist der Salar de Uyuni die größte Salzpfanne der Welt. 505 Tage braucht Lange, um mit seiner BMW R 1200 GS durch Europa, Asien, Neuseeland, Südamerika und Afrika zu reisen. Mit seinem Freund Jochen Dannemann durchquert er den Iran, Turkmenistan, Kirgisistan, China und den Himalaya. Dannemann bleibt in Kuala Lumpur, während Lange durch Neuseeland cruist. Später fliegen beide nach Santiago de Chile. Zu Rolfs Stationen in Südamerika zählen Argentinien, Peru, Bolivien und Brasilien. In Afrika bereist er unter anderem Namibia, Ruanda, Tansania und Kenia. Die Bilanz: Fünf Kontinente, 42 Länder, 65 266 Kilometer, vier interkontinentale Flüge, 3400 Liter Sprit, 100 Kilo Gepäck und weniger Ausgaben, als Lange im selben Zeitraum in Deutschland gehabt hätte.

FOTO: ROLF LANGE / FKN

Mal nach eineinhalb Jahren wieder Lederschuhe kaufen wird, von dem Rolf, der sein letztes Hab und Gut in ein Kellerabteil gesperrt hat und weggefahren ist?

Ich war immer schon gelassen. Aber jetzt kann mich gar nichts mehr aus der Ruhe bringen. Ich habe, etwa wenn ich am Mekong zwei Stunden auf ein Holzfloß warten musste oder im dünnbesiedelten Namibia beim Campen einsam war und Heimweh hatte, gelernt, dass ich mich ärgern oder es annehmen

kann. Ich allein bin für meine Gefühle, für mein Befinden verantwortlich. Noch wichtiger ist aber, dass ich viel positiver bin, was die Menschen angeht. Wann immer sich zwei fremde Menschen begegnen – ohne Interessen, ohne Hintergedanken – geht es menschlich zu. Überall auf der Welt. Ich habe die Welt als viel besser erlebt als das Bild, das die Nachrichten von ihr zeichnen.

■ Ende 2015 kehren Sie in ein Deutschland zurück, in dem die Flüchtlingskrise Hauptthema ist. Die fremden Menschen werden als anonyme Masse, als Herausforderung, wenn nicht als Bedrohung wahrgenommen. Können Sie das verstehen?

Angst entsteht, wenn man etwas nicht kennt. Darum kann ich mir auch nicht vorstellen, dass unter den Pegida-Demonstranten Menschen sind, die schon einmal in islamischen Ländern waren. Ich bin sicher, dass die Flüchtlinge keine Bedrohung sind und sie wirklich unsere Hilfe brauchen. Ich selbst überlege mir derzeit, bei der Arbeiterwohlfahrt zu helfen. Die suchen gerade Leute mit interkultureller Erfahrung. Und auf wildfremde Menschen zuzugehen, ist jetzt wirklich kein Problem mehr für mich.

■ Und wie schauen Sie der eigenen Zukunft entgegen?

Ich war noch nie so vollkommen glücklich und zufrieden mit dem, was ich gemacht habe, und gleichzeitig so zusehends glücklich, was die Zukunft angeht. Das ist ein einzigartiges Gefühl von Glückseligkeit.

Interview: Susanne Böllert